

Barbara Distel

Erinnern, Lernen, Aufklären.

Die notwendige Arbeit der Wilhelm-Leuschner-Stiftung in der Wilhelm-Leuschner-Gedenkstätte in Bayreuth

Sowohl die öffentliche, wie auch die individuelle Wahrnehmung der nationalsozialistischen Vergangenheit ändern sich

fortlaufend. 67 Jahre nach der Befreiung der Überlebenden aus den Todeslagern setzt sich heute die vierte Generation mit der Geschichte der nationalsozialistischen Verbrechen auseinander. In diesen 67 Jahren hat sich die Welt in einer Weise verändert wie nie zuvor. Die Schwarz-Weiss-Foto- und Filmaufnahmen aus dem Zweiten Weltkrieg und die des Jahres 1945, mit denen die KZ-Schreckensbilder in alle Welt getragen wurden, erscheinen Jugendlichen heute ebenso anachronistisch, wie zeitgenössische, zumeist technisch mangelhafte, pathetisch krächzende Tondokumente. In Deutschland musste der nationalsozialistische Propagandaapparat zunächst mit Hilfe der Alliierten durch ein demokratisches, pluralistisches Presse- und Rundfunk- und schließlich ein öffentlich rechtliches Fernsehsystem ersetzt werden. Noch vor zwanzig Jahren waren allerdings die heute verfügbaren und vor allem von jungen Menschen genutzten elektronischen Kommunikationsmöglichkeiten noch nicht vorstellbar.

Der Schweizer Schriftsteller Thomas Hürlimann, der von sich sagt, dass er im Imperfekt schreibt, um Geschichten der Vergangenheit zu bewahren, bezeichnete sich in einem Interview der Neuen Zürcher Zeitung anlässlich seines 60. Geburtstages im September 2010 als einen „vertikalen Menschen“, dessen Blick rückwärts, auf die Vergangenheit gerichtet sei. Im Gegensatz zu sich selbst beschrieb er am Beispiel seines Neffen die heutige Jugend hingegen als „horizontal“ orientiert. Als Kinder ihrer Zeit spiele für sie die Vergangenheit keine Rolle, auch nicht die Zukunft. Ihr zentrales Interesse gilt dem was neu ist, was jetzt, heute geschieht und zwar weltweit. Nie zuvor bestand ja auch die Möglichkeit sich umfassend, gleichzeitig und blitzartig über aktuelle Ereignisse in aller Welt Kenntnis zu verschaffen.

Auch der Historiker Saul Friedländer befürchtet inzwischen, dass das Interesse an der Geschichte der Shoah verschwindet. In einem Interview der Süddeutschen Zeitung antwortete er Anfang des Jahres 2010 auf die Frage, „Wie wird die Erinnerung bei der nächsten Generation aussehen, die vom „Dritten Reich“ nur Spielfilme und Dokumentationen kennt?“, dass die französische Revolution nach 200 Jahren aus der Erinnerung der Franzosen verschwunden sei. „Wird es mit dem „Dritten Reich“, so fragt Friedländer, genauso gehen, wie mit der Französischen Revolution?“ Und er antwortet: „Gut möglich. Manchmal fürchte ich, dass die Monumente dastehen werden, aber niemand mehr hingeht. Aber die Geschichte wird bleiben.“

Wo stehen wir also heute mit unserer Aufgabe, die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen und ihre Opfer zu bewahren und an nachfolgende Generationen weiterzugeben? Das angesammelte Wissen über die Geschichte der Jahre 1933-1945 ist im Laufe der letzten Jahrzehnte immer umfangreicher und immer differenzierter geworden. Weltweit wurden Forschungszentren, Bildungseinrichtungen und Gedenkstätten geschaffen, in denen die Geschichte des nationalsozialistischen Genozids erforscht und vermittelt wird. Überlebende Opfer haben ihre Erinnerungen niedergeschrieben und erzählt. Die Geschichten ihrer Verfolgung wurden publiziert oder in lebensgeschichtlichen Interviews für Film- und Tonarchive festgehalten. Die Bundesrepublik Deutschland, ja selbst das Land Bayern rühmt sich nach Jahrzehnten der Verdrängung des nationalsozialistischen Erbes seiner vorbildlichen „Erinnerungspolitik“. Gedenkstätten (hier muss man leider sagen: von Ausnahmen abgesehen), sind in einer Weise personell und finanziell ausgestattet, die vor zwei Jahrzehnten ebenfalls undenkbar gewesen wäre.

Warum stellt sich heute trotzdem die Frage nach dem, was bleiben wird, verstärkt sich die Wahrnehmung, dass der öffentliche Diskurs zunehmend durch selbstreferenzielle Rituale ersetzt wird. Immer häufiger wird die angebliche Übersättigung mit dem Thema durch die Medien ins Feld geführt. Sensationsbedürfnis, Mythenbildung, Verkitschung und Trivialisierung der Katastrophe treten nicht selten an die Stelle der oftmals mühseligen Vermittlungsarbeit exakter historischer Fakten. Das gilt auch in besonderer Weise für die Geschichte der Männer und Frauen, die Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur geleistet haben und dafür in Zuchthäusern und Konzentrationslagern gelitten haben oder ermordet wurden. Das Thema „Widerstand“ stößt derzeit weder in der Zeitgeschichtsforschung noch in Medien und Öffentlichkeit auf sonderliches Interesse. Es gibt Ausnahmen, wie etwa Sophie Scholl, die zu einer Ikone nicht nur der Geschichtsschreibung sondern auch der Medien wurde. Ansonsten haben sich Veranstaltungen, bei denen beispielsweise der Hinrichtung der Münchner Studenten oder des gescheiterten Attentats vom 20. Juli 1944

gedacht wird, inzwischen oftmals zu Ritualen staatlicher Pflichterfüllung entwickelt, die vor allem bei Jugendlichen weder Interesse an der Geschichte, noch Empathie für die Opfer wecken.

Dieser Erfahrung steht allerdings die, im Rahmen der, in den letzten Jahrzehnten entwickelten und praktizierten Gedenkstättenpädagogik gewonnene, grundlegende Erkenntnis entgegen, dass junge Menschen sich sehr wohl für Einzelschicksale interessieren. Dass das Interesse Jugendlicher an der Geschichte der nationalsozialistischen Diktatur oftmals über die Auseinandersetzung mit dem Lebensweg eines einzelnen Menschen entsteht. Heute wird dieser pädagogische Ansatz an vielen Orten erfolgreich verfolgt, auch hier in Bayreuth.

Wir sind hier zusammengekommen, um das zehnjährige Bestehen der Wilhelm-Leuschner-Stiftung zu würdigen. Das im Jahr 2003 als Gedenkstätte gestaltete Geburtshaus des Widerstandskämpfers Wilhelm Leuschner ist Basis und Ausgangsort der Aufklärungs- und Gedenkarbeit der Stiftung, die weit über die Vermittlung der Geschichte des Lebens und Wirkens Wilhelm Leuschners hinausgeht, das dort in einer kleinen Dokumentarerausstellung präsentiert wird. Der Geschäftsbericht der Stiftung für das Jahr 2011 gibt eine eindrucksvolle Übersicht über das breit gefächerte Arbeitsfeld und die vielfältigen Aktivitäten des vergangenen Jahres. Neben Führungen durch die Gedenkstätte werden nahezu alle klassischen Gedenkaufgaben für die Region Oberfranken wahrgenommen: Projektstage, Exkursionen in die KZ-Gedenkstätten Flossenbürg und Dachau, Auseinandersetzung mit der Geschichten jüdischen Lebens in Bayreuth, Zeitzeugengespräche, Internationale Jugendbegegnung und die bereits sieben Mal durchgeführten „Bayreuther Gespräche“. Man kann die geleistete Arbeit nur als vorbildlich loben. Leider reicht Lob nicht aus, um kontinuierlich angemessene Arbeitsbedingungen zu gewährleisten.

Ich habe die Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau von 1975 bis 2008 geleitet und über lange Jahre hinweg die Ablehnung dieser Einrichtung und seiner Anliegen und die Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Opfer hautnah miterlebt – nicht nur von Seiten der Stadt Dachau und seiner Bewohner, sondern als ein gesamtgesellschaftliches Merkmal der Bundesrepublik Deutschland. Ich habe aber auch den langen Weg des gesellschaftlichen Wandels erlebt, der die Gedenkstätten für die Opfer des nationalsozialistischen Terrors zu anerkannten Institutionen des Erinnerns und des Lernens werden ließ. Deshalb fällt es mir schwer, zu verstehen, aus welchen Gründen die Arbeit der Wilhelm-Leuschner-Gedenkstätte heute nicht die gleiche Anerkennung und Förderung der öffentlichen Hand findet, die für andere Erinnerungsorte selbstverständlich geworden ist.

Seit zehn Jahren kämpft die Stiftung nun schon um angemessene finanzielle Unterstützung. Leider hat jedoch der Bund, der mit erheblichen Mitteln Projekte der Gedenkarbeit unterstützt – sofern sie nach seiner Einschätzung von gesamtstaatlicher Bedeutung sind – die wiederholten Anträge der Wilhelm-Leuschner-Stiftung bisher abgelehnt. Diese Ablehnung war auch in der zuvor beschlossenen Ablehnung der Projekte durch den Freistaat Bayern begründet, da Bundesmittel nur vergeben werden, wenn das Sitzland – in diesem Fall Bayern - den Antrag auf Finanzierung mit trägt und bereit ist, einen Teil der Kosten zu übernehmen. Die „Festival- und Universitätsstadt Bayreuth“, auf deren website / Bereich Kultur der, im kommenden Jahr zu feiernde 200. Geburtstag Richard Wagners breiten Raum einnimmt, hat offenbar die Bedeutung der Stiftung für die Stadt und die Aufgabe, erheblich zu angemessener Arbeitsbedingungen beizutragen, noch nicht in angemessenem Maße erkannt. Es gibt ja durchaus Schatten über der Erinnerung an Richard Wagner und der Geschichte Bayreuths in den Jahren 1933-1945. Sie könnten und sollten Anlass sein, die Aufklärungsbemühungen der Wilhelm Leuschner Stiftung auch zu einer Herzensangelegenheit der städtischen Kulturarbeit zu machen.

Im November letzten Jahres wurde die Republik durch die Nachrichten über eine rechtsextreme Terrorzelle aufgeschreckt, die zwischen den Jahren 2000 und 2007 in sieben deutschen Städten neun Migranten und eine Polizistin kaltblütig ermordete. Fünf der zehn Morde fanden in Bayern statt. Das Versagen nicht nur der Sicherheitsbehörden, sondern der gesamten so genannten Zivilgesellschaft, sorgte kurzfristig für intensive öffentliche Aufregung, bevor man wieder zur Tagesordnung übergegangen ist.

Gibt es ein stärkeres Argument für die Notwendigkeit der Arbeit von Gedenkstätten, von der Wilhelm-Leuschner-Stiftung? Auf die Frage, mit welchen Mitteln das Wissen über historische Fakten vor allem jungen Menschen so nahe gebracht werden kann, dass sie ihre Sicht der Welt beeinflusst, ja zu Einstellungsänderungen führt, gibt es keine einfache Antwort. Doch es gibt keine Alternative zur Notwendigkeit fortwährender Bemühungen um Aufklärung über die Verbrechen der Jahre 1933-1945 um die Vermittlung der Erkenntnis, dass der Weg in die Barbarei mit kleinen Schritten beginnt.

Und es gibt kein anschaulicheres Beispiel als die Geschichte des konsequenten Lebensweges des Gewerkschafters, Politikers und Widerstandskämpfers Wilhelm Leuschner. Er hatte die Zeichen der nahenden Katastrophe bereits vor 1933 erkannt, als er als hessischer Innenminister die drohende Diktatur bekämpfte. In den Jahren des Krieges kämpfte er trotz überstandener KZ-Haft als Vertreter der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in den Reihen des Kreisauer Kreises und in der Gruppe um Carl Friedrich Goerdeler. Am 29. September 1944 wurde er deshalb in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Ich hoffe, dass sein Vorbild die Mitarbeiter der nach ihm benannten Stiftung motiviert, gemeinsam mit dem Förderverein weiter dafür zu kämpfen, dass ihre Bemühungen schließlich die verdiente Anerkennung erhalten. Dazu gehören unabdingbar sowohl der Erhalt des authentischen Ortes, der Erhalt des Geburtshauses Wilhelm Leuschners wie auch die angemessene finanzielle Ausstattung durch die öffentliche Hand.

20. April 2012